

Sachsen-Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
1703 für Anhalt und Thüringen 1928

Bezugspreis: monatlich 3 G. bei 2maliger Zahlung 2.50 G. ...
Geschäftsstelle Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62a. — Fernruf Zentrale 27 801.

Halle-Saale

Montag, 7. Mai 1928

Anzeigenpreis: Die 10erpatrone 26 mm breite ...
Geschäftsstelle Berlin: Bernburger Str. 30 ...

Sie mögen nicht die bittere Wahrheit hören
Die ganze Trostlosigkeit des Locarno-Wahns
Für Männer der Wahrheit

Mit unglaublicher Gewissenlosigkeit sind dem deutschen Volke die „Sagungen“ von Locarno vorgegaukelt worden — Denkt am 20. Mai an den Trümmerhaufen all der eiteln Hoffnungen unserer Väter

Berlin, 7. Mai.

Jedemal, wenn ein national gesinnter Politiker auf die unwiderlegliche Tatsache hinweist, daß Frankreich den mit uns in Locarno abgeschlossenen Vertrag bisher nicht erfüllt hat, und daß damit die Voraussetzungen, unter denen Deutschland in den Völkern...

der aus mehr als einem Grunde Gegner des Vertrags und der Franzosen war. ...

Somit wäre es nicht zu verstehen, warum auch jetzt wieder Herr Stresemann und seine Linke wie von der Katastrophe gelassen...

Der von Stresemann regelmäßig falsch verstandene Bismarck hatte, um seine Chancen bei einem schwierigen Außengeschäft zu verbessern, sich hinter den Kulissen eine feste Guerterhaft gegen...

Von einer führenden Persönlichkeit des national-politischen Lebens wird uns geschrieben: Wenn ich die lange Liste der Kandidaten für die deutschen Parlamente betrachte, wenn ich die Anpreisungen der Leiter...

Am 2. Juli 1919 schrieb der „Vorwärts“ im Kampfe gegen seine „unabhängigen“ Brüder: „Es gehört kein Mut, sondern nur ein großes Maul, kein Verstand, sondern nur ein weites Gewissen dazu, die Arbeiterschaft zu betören und ins Unglück zu stürzen.“

Eigene einsehen, denn wir Deutsche haben ja nicht nur unsere Pflichten gegenüber der Nation, sondern auch in Hinblick auf das Wohlergehen unserer Patrioten...

Eine Sekrede Poincarés in Straßburg
Unverkündigte und scharfe Strahe.

Paris, 7. Mai.

Poincaré eröffnete Sonnabend in Straßburg die Jahresversammlung der „Fronde der Unionen“. Er hat anlässlich der ersten Gelegenheit benutzen wollen, um alle die Deutschen, die ihn nach den französischen Wahlen als Friedensfreund...

In einer unbedeutenden und ungenügend scharfen Rede stellte er die deutsche und französische Politik in Hinsicht aufeinander gegenüber und zog hierbei einen Vergleich zwischen dem Einfluß, den die Unionisten auf die Studierenden und die Bevölkerung vor dem Kriege ausübte, und jetzt, nachdem Eliaß...

Cupen—Malmedy fordert Abstimmung
(Teleg. apbische Meldung.)

Brüssel, 7. Mai.

Wie einmütlich hatte die Cupenc und Malmedyer Presse zu Oitern an den Senatsrat über, dem einzigen Zentralmitglied dieser Behörde, einen besonderen Wunsch geäußert, in dem der deutsche Vertreter dieser preußischen Kreise erneut festgelegt...

wird. Der flämische „Standard“ bringt heute eine Antwort, die der Cupener Briefe entnommen ist und die der auch Senador offenbar sich grundsätzlich auf den Standpunkt stellt, daß eine neue Auslegung des Versailles Vertrages irgendwenn einmal Platz...

Der Karlsburger Kongreß verlangt den Rücktritt Bratianus

Bukarest, 7. Mai.

Die bisherigen Meldungen aus Karlsburg lassen erkennen, daß die Kundgebung der rumänischen Regierung zu Karlsburg die Erwartungen übertraffen hat. Karlsburg ist von einer ungeheuren Menge überfüllt. Man spricht von 300 000 Menschen, die dort zusammengelassen sein sollen. Die Teilnehmer an der Versammlung haben zum Teil auf den Straßen übernachtet müssen. In allen Versammlungen wurde förmlich der Rücktritt der Regierung Bratianu und die Auflösung des Parlamentes verlangt...

Unterhaltungs-Beilage

Excelsior

Roman

von Georg Freiherrn von Ompteda

13

Doch das Seil hing regungslos herab. Da kam die erlösende Antwort: des Thomas Holker fröhlicher, oberbairischer Jodler. Im gleichen Augenblick hatte Ernst den Gipfelrand erreicht. Ein steiles Gratstück noch — er stand oben. Den Ellenbogen auf das vorgelegte Knie gestemmt, atmete er lange, atmete er tief. Dann verpreizte er sich zwischen den Klöden. Sein dröhnender Paß klang hinaus in die Einsamkeit der stummen Felsen:

„Los!“

Er zog das Seil an. Langsam. Manchmal regte sich eine Weile nichts, und lächelnd dachte der blonde Hüne: „Ja, ja, er muß erst Atem schöpfen!“ Endlich griff eine gepenstliche Hand über den Abturz, ein Kopf tauchte aus dem Leeren, ein Körper — ein tiefatmender Mensch richtete sich behutsam auf.

Von der höheren Kante stürmten sie auf das erstaunlich geräumige Geröllfeld des Gipfels, und dort, wo Niesenblöde lagen, den Trümmern eines vom Wetter der Jahrtausende zerstörten Tempels ähnlich, setzten sie sich, Hand in Hand ihre Freundschaft besiegelnd. Als wollten sie vereint bleiben, lösten sie auch nicht die Seile, die mit ihren Bindungen Geröll und Quadern überdeckten. Aber der furchtbare Weg klang noch in beider Nerven nach: sie hatten kein Auge für die Nachbarberge, die, mit brennend roten Brunkgawändern angetan, im grauen Alltagskleide der Kalkschroffen, oder in weißen Mänteln von Schnee, rings die Guglia überragten. Wie einst in jener eisigen Märznacht am Tribulaun die Gemeinsamkeit der Gefahr Gelinets bitteres Herz geöffnet, flossen hier oben im Rict der Sonne Ernst Sturms, des Bergsteigers, und Thomas Holkers, des Malers, Gedanken zusammen. Damas mochte sich der Jüngere kaum an das Du gewöhnen, hier ging es ihm von selbst vom Mund und ward angenommen als Notwendigkeit.

Sie gaben sich das Wort, nur einem zu dienen auf dieser jähen Erde: den Bergen. Thomas sprach von ihrem Farbenpiel, von Bergeschatten und Bergeslicht.

Ernst aber sagte:

„Weißt du, wie ich mir mein Leben denke? Ich werfe das trockne Recht beiseite. Ich will Erdkunde hören, Erdgeschichte, Geisteslehre und Naturwissenschaften. Der echte Bergsteiger soll Wetterwart sein, muß Pflanzen- wie Tierwelt kennen, vor allem jedoch den Menschen. Nicht als Arzt allein: Bräuche und Trachten, Sitten und Sagen, die Mundarten der Alpengebiete zu erforschen, ist das nicht gegeben, wenn man als Bergsteiger das ferne Tal besucht und die einsamste Gütte? Treffend nicht in den Alpen Sprachen zusammen wie nirgends sonst? Deutsch als Hauptklang; hier in den Dolomiten Italienisch; in den Karnischen Alpen Slawisch; in Savoyen, dem Dauphiné, der Mauri ane, Tarantaise Französisch. Drüben in Jassa, Enneberg, Gröden, im Engadin die Ladinier. Sind jene Rätoromanen nicht ein geheimnisvolles Urvolk, dessen Anfänge wir kaum ahnen? Geschichte sollte man hinzufügen zu all dem Wissensdrang, die Reste der Goten, die Longobarden zu verfolgen und all die Stämme, die, über die Alpen brausend, Blut an den Felsen und ihr Fleisch und Blut noch heute in den Tälern gelassen haben.“

Thomas lächelte. Dazu reichte ein armes Menschenleben wohl nicht aus, aber nachdem Ernst die erste zu umfassende Begeisterung eingebümmert, schmiedeten sie neue Pläne. Da tauchte nach langer Versunkenheit das Matterhorn wieder auf. Thomas meinte, es sei ein sachlicher Schwierigkeit mit der Guglia di Brenta wohl nicht zu vergleichen. Doch Ernst erinnerte an den Höhenunterschied. Was hier, aber unter südlicher Sonne, innerhalb der zweitausend Meter gelegen, in kurzen Stunden zu erklettern war, stand dort in den viertausend bei oft vereisten Felsen, und war nur in zwei Tagen zu bewältigen.

„Und wen auf dem Matterhorn — vor allem der italienischen Seite — etwa ein Schneesturm überfällt, der kommt, heißt es, kaum wieder herunter.“

Thomas riß die dunklen Augen auf:

„Dann müssen wir hin.“

Er warf den Rucksack ab, den er, der leichter zu zweit gehende, getragen. Sie tranken aus der Flasche und hinterlegten

ihre Karten. Dann traten sie an den Abturz und blickten aneinandergelehnt in die schauerliche Tiefe.

„Sagt auch guten Stand?“ fragte Thomas, ehe er über die Kante im Bodenlosen verschwand. Das Seil lief ab. Ernst folgte. Sie fanden sich auf schmalem, an die Wand geklebtem Sims. Wieder ging der Maler voran und abermals fragte er:

„Sagt auch Stand?“

Als sie, nach stundenlangem Mühen wieder unten, ihre Bidel nahmen, sah Ernst des Freundes Hände leise zittern, während er die ledernen Sattel seiner Nagelschuhe band:

„Fehlt dir etwas?“

Thomas hob sein — wohl vom Rücken — dunkelrotes Gesicht:

„Was soll mir fehlen?“

„Deine Hände zittern!“

„Von der Anstrengung.“

Sie stapften über das Geröll, in das sie versanken wie in Triebland. Zum Abschied blickten sie noch einmal empor, und es war, als ob die ungeheure Kadel zu fallen schiene, ihnen entgegen. Nun erst sahen sie drohendes Gewöl, das zerfetzt hin- und her über den Gipfel. Im gleichen Augenblick klatschten schwere Regentropfen nieder. Der weißgebleichte Kalk des Gesteines färbte sich dunkel. Die Bergsteiger suchten in der Munde. Zugleich fast hatten sie einen Ueberhang entdeckt, dicht am Geröll. Dort lauerten sie sich nieder, während es Nacht wurde um sie. Greller Feuerchein zuckte. Die beiden senten geblendet die Köpfe. Als sie aufschauten, rieselten keine Rinnale von der Paßhöhe herab, entstanden wer weiß wie, gekommen, wer weiß woher. Nun rollte der Donner. Die Wände warfen den Schall hin und her gleich fallenden Steine, steile Ninnen anschlagend, abprallend, anschlagend, niederfahrend. Es roch nach Schwefel und Söllenspfuhl. Unaufhörlich stand die Gima d'Armi in flammendem Schein. Als Ernst sich vorbeugte, fuhr ein ... in den Kopf der Guglia. Feuergerben sprühten, wie aus einem Niesenambos der Natur. Alle Gesichtspunkte brüllten in der himmlischen Schlacht. Dann ward es jählings still, nur ein verspäteter Schuß noch rollte zwischen den Felsenmauern hin. Und während der Gießbach spärlicher rinnend, bald verriegelte, lachte schon droben das Haupt der Guglia aus blauem Himmel nieder. Rings dampfte das Gestein, als hielte das Bergland erschöpft und schwitzgebadet inne vom tobenden Kampf. Bald blendete wieder hell der dunkle Kalk, als sei nie ein Gewittersturm über ihn niedergeprasselt.

Die Freunde blickten sich an, wie man sich wohl stumm ansieht nach erschütterndem Bühnenvorgang, wenn der Vorhang zugefallen ist. Ernst sprang auf und fuhr über das Geröll, daß hinter ihm Schutzströme rannen, Platten glitten und eine lange Fährte blieb wie im Schnee. Die Felsenköpfe sah er herausfordernd an mit seinen Blauaugen, als wollte er sagen: „Wer von euch ist nun an der Reihe?“

Da fand er einen Turm, abweisend nicht weniger denn die Guglia, nur halb so hoch. Weil er aber lächerlich unmöglich schien mit seinem wulstigen Ueberhang rundum, zwanzig Meter hoch vom Boden, weil dann geschliffene Wände folgten und der abenteuerliche Geselle gar so jungfräulich unberührt herunter sah, band Ernst das Seil um und ladete Thomas an:

„Den Kerl nehmen wir mit!“

Der Maler starrte staunend an der Felsnadel empor, dann auf den Freund, der mit gewaltigen Armen den überhängenden Felsen packte. Griffe bröckelten ab. Neue fanden sich. Da schien es nicht weiter zu gehen. Halt. Schwerer, schwerer Atem. Dann Entschluß: Thomas sah, wie der Körper sich drehte, die Finger in Ritzen sich bohrten und die Füße seitwärts hinankliefen an senkrechter Fels. Ein Aud. Rot wie morscher Fels, sah Ernst auf dem Sims und ließ die Beine haumeln. Schnell schichtete er ein paar Steine zur Daube, die Stelle wiederzufinden, dann verschwand er um die Ecke des Turmes. Als das Seil fast abgelaufen war, kehrte er zurück: drüben sei ein Ramin, der den ganzen gebrechlich dünnen Bau fast bis zum Gipfel durchreife.

Thomas band sich an, versuchte, ob der Knoten auch fest sei, und griff blindlings zu. Doch, war er müde von der Guglia oder

war sein Können dem des anderen nicht gleich, genug, er tastete ins Ungevißte und rief:

„Fest!“

„Straff spannte sich das Seil. Ehe er zum Pendeln kam, ward Thomas, mit Gewalt fast, frei hinaufgezogen, und lag auf dem Bauche oben neben seinem Freund. Sie lachten.

Dann ging es im Kamin empor, plattig, naß noch vom Gewitter. Thomas, der Steine wegen seitwärts an die Wand gedrückt, hörte nur den schweren Atem seines Freundes. Immer rutschte Ernst zurück, während sein Gefährte in der Tiefe des kalten, nassen Schlundes verankert das Seil hielt.

„I tritt dich, laß es lieber geh'n!“ sagte er weich. Doch Ernst rief:

„Vorm Siege? Oh! Setze den rechten Fuß hierher... nein, da... Nun trete ich auf dein Knie... Stehst du fest?“

„Ganz fest!“

Auf Thomas' Schultern, griff er um den eingeklemmten Block, der ihm soviel Not gemacht, außen herum... dann zuckte sein Bein durch die Luft, verschwand, das Seil lief über den Abbruch und ein Hurragerüll klang, als sei eine Festung erobert. War auch eine stolze Feste, eine jungfräuliche dazu, der trotzig kühne Zahn mit seinem Siffel kaum so groß, daß die beiden nebeneinander stehen konnten. War auch ein Sieg. Sieg über körperliche Schwäche. Sieg über ein zages Herz. Und nun, wo sie erst die wahre Höhe des Turmes feststellten, der manch anderen unter sich ließ, rann ihnen die Freude als leidhaftige Gänsehaut über den Buckel.

„Estersteigung!“ rief jubelnd Ernst, und sie begannen einen Steinmurm zu bauen. Witzig, war doch nur karger Platz für das stolze Siegeszeichen. Dann verzeichneten sie auf ihren Karten Jahrestag und Namen. Ernst sagte feierlich:

„Ist es nicht herrlich zu wissen: auf diesem Gipfel hat vor uns noch nie ein Mensch gestanden?“

„Du mußt ihn taufen!“ meinte Thomas.

„Nein, du!“

„...t schön, Ernst, ohne dich wär' i net hier oben!“

Ernst fühlte die Wahrheit. Da warf der junge Maler auf die Karte:

„Ich taufe diesen stolzen Turm —
Leicht ist er nicht —: Torre di Sturm.“

Damit aber in all der jungen Bergsteigerfeligkeit die Erdenschwere nicht vergessen würde, schrieb Ernst die lange Zeit hinzu — drei Stunden — die der Käsehoch gekostet hatte. Dann sagte er, wie auf einem Turmlauf droben, den Freund, der sich am Steinmann hielt, umschlingend:

„Wir denken an alles, das die Berge liebt, in ihnen Klettert, in ihnen lebt. Wir bitten: Gott, der uns gnädig hinaufgeführt, schütze uns auch auf dem Wege hinab, uns und alle, die Stiefel führen und Seil.“ Und weil sie zusammenhalten durch ein großes Band, rufen wir: „Unser lieber Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein soll leben, blühen und gedeihen!“

Doch als sie aufblickten, war die Sonne untergegangen. Finster schon drohten die benachbarten Türme. Ernst holte aus dem Rucksack einen Mauerhaken, wie er solche der Guglia wegen mitgeführt, und trieb ihn in eine Ritze. Das morsche Gestein brach immer wieder aus. Endlich hatte er den Stahlstift verkeilt. Ein Seilring wurde angebracht, das Seil hindurchgezogen, dann verschwanden sie nacheinander in die graue Luft hinaus. Der winzige Gipfel lag verödet, nur das Seil zuckte, lief durch den Ring, schnellte ab.

Als die Freunde auf dem wulstigen Bande saßen, war es schon so tief dunkel, daß sie den Weiterabstieg nicht mehr wagen konnten.

„Freilager!“ sagte Ernst. Wie er es sprach, sah er den Tribulaun vor sich und den anderen Freund, der, vom Veruf gehalten, nicht mit ihnen war. Einen Gruß wollte er ihm schicken, morgen vom Tal. Jetzt aber bereiteten sie sich zur Nacht. Anzuziehen gab es freilich nichts, aber sie bauten Steinmauern gegen den Wind, nicht zum Wernigen aber, um nicht im Schlafe in die Ruckfäden gesteckt, die Stragen hochgeklappt, die Häuflinge angezogen und das Abendessen in Gestalt von zwei Stück Zuder verzehrt. Sie schmiegten sich eng aneinander, und besuchten, einen Felsblock unter dem Kopf, zu schlafen. Bald atmete Thomas tief. Ernst aber sann in die finstere Nacht hinaus. Wohl trurte der Magen, doch das Gefühl weißvoller Seligkeit des Erststeigers zitterte in seinem Herzen.

Im Tagesgrauen schlichen sie mit steifen Knien über das Geröll. Die liebe Sonne meinte es bald so gut, daß sie in quälendem Durst kleine Sitzapfen abraden, die an schattigen Stellen hingen. Da blendete ein silberner Spiegel heraus: der Robinsonsee. Ernst blieb stöhnend stehen. Heißer Klang es aus seiner austrockneten Kehle:

„Gut, daß ich jetzt nicht unten bin!“

Thomas hätte gern den Weg hinter sich gehabt:

„Weshalb?“

„Ja weißt du, wenn ich unten wäre, wäre der See süß! Auslaufen würde ich den Kerl!“

Und beim Niederstiege sprach der Leichtentbehrende nur vor Wasser, Milch, Bier, Wein. Er zählte dem Freunde alle Gerichte auf, die er in Bozen vertilgen würde: Bries gebacken, Hasan mit Kraut, Forellen und Linzer Tortie, Wiener Schnitzel und Palatschinken, bis Thomas, der verzweifelt am Kern der letzten staubig grau gewordenen Wackflaume lutschte, die er in einem vergeblichen Rückwärtswinkel gefunden, die Ohren sich zuhielt. Darüber vergaßen sie, nach der Brenta sich umzublicken, und als sie ihr den Abschiedsgruß zuwinken wollten, war sie verschwunden wie ein Traum.

In Bozen auf dem Walterplatz vorm Greif saßen da zwei junge Bergsteiger und aßen, aßen, aßen, daß die Kellnerin, die Pepi, ein erjayedenes — doch wie Thomas fand — noch immer „süßes G'sichter!“ machte. Er zeichnete sie auch sofort, nur ähnlich wurde sie nicht, denn die beiden hatten entschieden zuviel gegessen. Ganz rund waren sie geworden in die Mitte ihres sonst so hageren Bergsteigerleibes. Die Mandluft — so nannte Ernst wohl übermütig das Klaffen zwischen Hose und Hemd — war jetzt geschlossen, wie nach einem Neuschnee-fall. Aber der Durst wollte sich nicht löschen lassen. Da verschwand denn eine Birne, ein Apfel nach dem anderen, blaue Pfäulen und blaue Trauben, und bald lagen die stolzen Kirchturmbezwinger in den Stühlen, unfähig ein Glied zu rühren.

„Boa constrictor!“ sagte Thomas und warf den gotischen Spitzenturm der Pfarrkirche auf die Speisekarte. Ernst schrieb an Gelinef, daß sie noch in die Rosenengruppen wollten, denn die Bajelettürme müßten fallen. Dann fand er ein paar gute Worte über Thomas Holzer, den Maler. Dabei besahlich ihn das Gefühl, als bernachlässige er den alten Freund, von dem er nun ein Jahr getrennt war. Und er setzte hinzu, ein wenig Nebenart: „Kommst du nicht auch?“ Wie sollte er kommen!

Die Freunde waren zum Marsch nicht fähig, denn seltsame Dinge begaben sich: sie wurden fahl und bleich und gelb und grün, jeder auf seinem Betrande in dem winzigen, letzten Zimmer, das im Greif noch zu haben gewesen. Bald stürzte dieser fort, bald jener, und wenn er wiederkehrte, warf er sich aufs Bett und schlief, bis zu angstvoll neuem Verschwinden. Wie leicht war dagegen die Schlußwand der Guglia, welsch Kinderpiel der Ueberhang an der Torre di Sturm!

Drei Tage weilten sie im Greif. Man käfiger Stadtged schüttelte den Kopf über die Klettererschube, die freilich von scharfen Felsen zeugten, und nicht wenige Damen wandten die Augen von hart mitgenommenen Hosentüden. Die Pepi aber sprach, als sie die Hafersuppe brachte:

„Seht's, ihr Ladt, i hob's ja g'wußt!“

Da rafften sie sich auf. Leisteten sich aber doch den Stellwagen bis zum Karersee. Weingärten lagen rechts und links, Obstbäume standen fruchtbewegt auf dem Ager, Edelsteine mit gotischen Treppengiebeln und gestuppelten Fenstern auf halber Höhe. Von schroffen Felsen drohte die alte Burg Karneid. In der wilden Porphyrschlucht gen Welschnofen ward jede Felswand geprüft: „Kommst man dort wohl hinauf?“ Sie träumten nur von Kletterern. Die paar Mitfahrenden: eine Bozener Weinpauscherfrau mit „mindestens für zehn Kronen Glastischen“ auf dem Hut, wie Thomas sagte, und ein Brigener Seminarist, schienen gleichgültig, aber unterwegs stieg ein Bergführer auf. Kadratscher, so stand auf dem Führerzeichen, riet menschenfreundlich, die Bajelettürme nicht mit dem „Winkler“ zu beginnen, sondern mit dem Delagoturm.

Da kam der Latemar in Sicht über dem stillen, kleinen See, und als das Karerseehotel mit seinen rot und weiß, in den Tiroler Farben prangenden Balken hinter ihnen lag, schritten sie scharf aus, der Köhler Hutte zu.

In der Herbstmorgenfrische des anderen Tages war alle Magenstimmung überwunden. Sie kletterten zum Santnerpaß hinauf, immer beim Rückschauen den Blick auf das weite Tischland. In einer Rinne stiegen sie hinan, begleitet von abenteuerlichen Steinsäulen, scheinbar eben nur im Gleichgewicht, als könne ein Windhauch sie zum Stürzen bringen. Ueber Blöde und Schneereiste ging der Weg im Schlunde: da ward es freier. Hundum lugten Felsenhäupter über das Geröll. Ernst sprang die Trimmerhalde hinan. Da rechts, unscheinbar von hier, die Laurinswand; dort geradeaus die Rosengartenspitze; und die Bajelettürme drohten den Kletterern entgegen.

Ernst sagte in der grenzenlosen Stille:

„Donner, Donner, Donnerwetter!“

Dann ließen sie sich auf die Felsen nieder und starrten hin auf zu den drei Gewaltigen mit ihren lotrechten Wänden, von Ranken durchziffen, als sei der Blitz wütend unter die herausfordernden Gesellen gefahren. Ernst nannte sie von links nach rechts:

„Delagoturm, Stabelerturm, Winklerturm!“

(Fortsetzung folgt.)

Landflüchtig

Stizze von Georg Eechenbach.

Ueber die Kämme der Balclarpathen segt der Sturm; er jagt den Schnee gegen die Felsen, peitscht ihn zwischen die niedergebuckten Legföhren und türmt ihn zu hohen Wällen um den alten Unterstand.

Drinnen kauert Martin Opitz, der Siebenbürger Sachse, neben der rauchenden Feuerstelle; auf der rostigen Drahtpfeife wälzt sich ein junges Weib im unruhigen Schlaf der Landflüchtigen. Fünf Tage heult schon der Nordsturm, hält die beiden einsamen Menschen gefangen, rettet sie aber auch vor den Verfolgern. Doch der Hunger droht und mit ihm Entdeckung und Gefängnis.

Unbekümmert um die rumänische Fremdherrschaft hat Martin Opitz noch vor wenigen Tagen auf seinem Hof am Fuß des Petrosul Hochzeit gefeiert. Gleich danach brach das Verhängnis über ihn herein. Denn der rumänische Postenführer im Dorf, der auch um das junge Mädchen warb, wollte nicht von ihm lassen. Zwei Tage nach der Trauung stellte er die Frau des anderen zur Rede, riß die Widerstrebende an sich und wurde von Opitz überfallen. Der schlug ihn mit dem Stod nieder und warf ihn auf die Strafe.

Der Rumäne schleppte sich stöhnend ins Postenhaus, rief in der Kreisstadt um Hilfe, behauptete, Opitz habe ihn grundlos angegriffen. Verstoßen kam die alte Ruthenin, die im Dienstgebäude wirtschaftete, zum jungen Bauern und riet ihm zur Flucht: „Wenn er auch Deine Frau angegriffen hat, so wird man doch ihm und nicht Dir glauben. Du wärst nicht der einzige, den sie unschuldig verurteilen.“

So schnürte Martin Opitz sein Bündel zur Flucht in die Berge, und sein junges Weib zog mit ihm; sie wollte nicht schuldlos dem Rumänen preisgegeben sein, den Gatten nicht allein in den Winter hinaus freisich lassen.

Drei Tage wanderten sie durch die Wälder, schliefen nachts in ständiger Furcht vor den Verfolgern. In einem einsamen Forsthaus im Bafertal klopfen sie an, um nach dem Weg zu fragen; mürrisch öffnete eine Frau, betrachtete die Fremden misstrauisch, flüsterte zu einem alten Mann in den Flur hinein: „Sind das nicht die beiden Deutschen vom Petrosul, die von der Polizei gesucht werden?“ Die Tür floh vor Opitz und seiner wegmüden Frau ins Schloß.

Wie gehetzt floh das Paar hinaus in die Waldhänge des Rotundul, hoffte über die Grenze nach Polen zu kommen. Als sie die alten Stellungen auf dem Bergkamm erreichten, konnte die Frau nicht weiter.

Da fand Opitz den alten Unterstand und suchte dort Zuflucht für die Nacht. Doch nun setzte der Schneesturm ein, der die beiden seit fünf Tagen gefangen hielt.

Jetzt gehen die Lebensmittel zur Neige, das letzte Stück Brot ist verzehret; der Mann muß hinunter zu Menschen, Brot und Speck kaufen. Am anderen Morgen will er aufbrechen, die Frau für zwei Tage allein im Unterstand lassen.

Da dreht sich in der Nacht der Wind; heulend und heiß kommt er aus dem Süden herauf, raht über die Kuppe, frißt tiefe Löcher in den Hebrigen Schnee, schüttelt die Last in schweren Klumpen von den Föhren und Tannen, läßt kleine, milchtrübe Sturzschübe zu Tal sprudeln.

Neun Stunden lang stapft Martin Opitz durch den nassen, schmelzenden Schnee hinunter zum Forsthaus am Stevióra. Wieder begegnet er misstrauischen Blicken, doch schließlich füllt man ihm den Rucksack mit Lebensmitteln und gewährt ihm ein Nachtlager im Deuschuppen.

Am anderen Morgen sucht der Förster den Fremden mit Fragen aufzuhalten; da sieht der Landflüchtige die Fernsprechleitung, die sich das Tal herauf zum Forsthaus spannt, und gewinnt die Gewißheit, daß der Förster in ihm den Gesuchten erkannt hat und ihn den Landjägern in die Arme treiben will.

Eilig verläßt er das Haus, schlägt einen falschen Weg ein, um den Förster zu täuschen, und kehrt in weitem Bogen zum Bergkamm zurück.

Friedlich liegt um ihn die Einsamkeit der Berge, wolkenlos klar spannt sich über ihr der Himmel, und weit drüben im Süden schwimmt die weiße Fackel des Petrosul im blauen Aether; dort liegt die verlorene Heimat.

Da schreckt der Schritt eines Nagelschuhs den Landflüchtigen aus seinem Grubeln; auf dem Felsen fünfzig Meter über ihm taucht eine dunstige Uniform auf, harret ein verhasstes Gesicht zu ihm hinunter: Sein Feind, der Postenführer! Deutlich erkennt Opitz die weiße Stirnbinde unter dem spitzen Lodenhut. Da reißt der andere das Gewehr von der Schulter; klatschend fährt die Kugel neben dem Flüchtling in den Felsen; vier-, fünfmal bellt ein neuer Schuß auf. Aber alle verfehlen das Ziel.

Da reißt ein jäher Aufschrei den Verfolgten herum; er sieht den Rumänen straukeln und ins Leere stürzen; das Gewehr fällt polternd den Abhang hinunter, der Körper des Landjägers

schlägt gegen den Stamm einer Föhre, seine Hände krampfen sich um die Aeste; der Verfolger hängt über dem haushohen Abgrund.

Ein wilder Kampf tobt in der Brust des Flüchtling. Vor ihm liegt das Gewehr des Feindes; ein Schuß befreit ihn vom Verfolger, schafft ihm Rache und — macht ihm zum Mörder. Nein, nicht Mord, Nothwehr ist es, wenn er den Rumänen niederschleht. Hart krallt sich seine Faust um den Kolben, der Finger fährt zum Abzug, ein Druck nur . . .

Da fällt ihm die Waffe aus der Hand; er kann nicht auf den Wehrlosen schießen. Er packt den Lauf und schlägt das Gewehr gegen den Felsen; krachend zersplittert der Kolben.

Zweifelnd blickt der Rumäne seinem Feind ins Gesicht, als der ihm nach Minuten von der Wand zusammengeknotete Riemen hinunterreicht. Erst zögert er, dann packt er den rettenden Halt und steht aufatmend neben dem Flüchtling: „Warum das? Warum hast Du mich nicht erschossen, warum hast Du mich gerettet?“ — „Ich konnte nicht einen Wehrlosen töten.“

Lange steht der Rumäne stumm. Dann reißt er sein Buch aus der Tasche, wirft mit fliegender Hand drei Zeilen aufs Papier: „Da, bring das dem Kommandeur in Sgala. Ich habe ein Unrecht an Dir guthumachen.“

Der Siebenbürger liest: „Ich habe eine falsche Meldung erstattet. Martin Opitz ist unschuldig, denn ich habe die Frau angegriffen.“ — Da reißt der Sachse dem Feind die Hand; der Rumäne erwidert den festen Druck, dann steigt er ins Ceremostal hinunter, um jenseits der Grenze ein neues Leben zu beginnen.

Kuriose Geschichten

Königsbesuche in der Dase, Siva.

Mitten in der Sibirischen Wüste, sechshundert Kilometer westlich der nächsten Siedelung im Mittel, liegt die Dase Siva. Im Altertum war sie ihres Ammon-Orakels wegen berühmt und wurde deshalb auch von Alexander dem Großen gelegentlich der Eroberung Aegyptens im Jahre 331 v. Chr. aufgesucht. Seitdem geriet die Dase in Vergessenheit. Jahrhundertlang wurde sie von keinem Fremden betreten und nie wieder von einem gebrönten Haupt besucht. Jetzt, nach 2900 Jahren, soll Siva wieder die seltene Freude königlichen Besuchs erleben. Der König von Aegypten wird im Mai dieses Jahres den zu seinem Nachbereich gehörenden weltfernen Palmenhain besichtigen.

Amliche Geisterbeschwörung.

Vor Jahren stand auf einem dem Fiskus gehörenden Grundstück in Tokio das Grabmal des Taira Masafado, eines japanischen Staatsmannes aus alter Zeit. Das Erdbeben des Jahres 1923 zerstörte das Mausoleum vollständig, und an seiner Stelle wurde kürzlich das neue Gebäude des Finanzministeriums und der Hauptfeuerverwaltung errichtet. Kaum war der Bruchbau von den Behörden bezogen worden, da starb unerwartet und im besten Alter der Finanzminister. Ihm folgten innerhalb weniger Monate zwölf höhere Beamte im Tode nach. Diese häufigen Sterbefälle unter Leuten, die sonst ihrer geruhamen Tätigkeit wegen ein hohes Alter zu erreichen pflegten, verfehte die Beamtenschaft derartig in Angst und Aufregung, daß niemand mehr das Gebäude ohne Schaudern betrat. Es verbreitete sich das Gerücht, der alte Taira Masafado nehme Rache an den Beamten, weil sie die Stätte seines einstigen Grabmals durch ihre Schube entweihten. Eine japanische Sitte verbietet nämlich streng das Betreten von Tempeln, Grabstätten oder fremden Wohnungen mit Schuhen an den Füßen. Der Besucher muß die gewöhnliche Fußbekleidung ausziehen und in bereitstehende Filzpantoffel schlüpfen. Weil nun das japanische Finanzministerium zu modern ist, um sein Beamtentheur auf Filzsohlen schleichen zu lassen, ordnete der Minister die amtliche Beschwörung der nachsüchtigen Seele an. Zwei hohe buddhistische Priester haben diese feierliche Handlung vorgenommen und den Geist des Taira Masafado gebeten, sich eine andere letzte Ansehätte zu suchen.

Stimmen, die nicht sterben?

Ingenieure der Marconi-Gesellschaft stellten durch Versuche die interessante Tatsache fest, daß sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Apparaten ein durch Rundfunk verbreitetes Musik- oder Gesangsstück auffangen konnten, nachdem die Wellen bereits dreimal den Weg um die Erde zurückgelegt hatten. Diese Feststellung löste die Frage aus, ob Schallwellen jemals ganz verschwänden. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie dürfte dies nicht geschehen. Es müßte also mit ungeheurer feinen, empfindlichen Instrumenten beispielsweise möglich sein, nach vielen Jahren noch die Schallwellen hörbar zu machen, die jetzt durch den Aether schwirren. Welch reizvoller Gedanke, wenn es uns gelänge, aus dem Aetherraum die unergleichen Stimme Carusos an unser Ohr zu zaubern, die Stimmen der uralten Vorgänger heraufzubeschwören, Vieder, die vor Hunderten von Jahren erklangen . . .

Die ewige Glühbirne.

Schotten sind sehr sparsam — um nicht zu sagen: geizig. In einem Glasgower Theater sollte die gesamte elektrische Einrichtung überholt werden. Die Elektrotechniker stießen dabei auf eine elektrische Leitung, deren Fortsetzung sie zuerst nicht finden konnten. Schließlich kam man vor eine verschlossene Tür, die aufgebrochen werden mußte. Dahinter lag ein Raum, von dessen Vorhandensein niemand Kenntnis hatte. Dem Kalender nach, der in dem Zimmer hing, war es seit 1906 nicht mehr bewohnt worden. Dafür aber brannte eine elektrische Lampe im Zimmer! Bei dem Gedanken an den ungeheuren Stromverbrauch, den die Lampe in den zweiundzwanzig Jahren zu verzeichnen hatte, fiel der Theaterdirektor, ein Schotte, in Ohnmacht!

*

Zahnenflüchtig aus Angst vor der Liebe.

Franz Erler war mit seinen 23 Jahren ein wackerer Alpenjäger in der 2. Maschinengewehrkompanie des 10. Regiments in Graz. Da er ein schmales Neuzehere hatte und obendrein als Koch in der Bataillonsküche beschäftigt wurde, brauchte man sich nicht zu wundern, daß die Grazer Mägdelein ihm gewogen waren. Das wurde ihm zum Verhängnis, er desertierte — aus Liebe. Nun, daß ein Soldat über den Zapfen strich oder gar zahnenflüchtig wurde, weil er sich von seinem holden Lieb nicht trennen konnte, soll sogar schon in Vorkriegszeiten bei den Preußen vorgekommen sein, und die nahmen es wahrlich mit der Manneszucht genau. Beim unglücklichen Franz Erler lag aber die Sache anders. Er entzog sich dem Dienste nicht wegen seiner Liebe zu einem Mädchen, sondern wegen dessen allzu großer Anhänglichkeit an ihn. Er war seiner überdrüssig geworden, angeblich weil es in schlechtem Ruf stand und ihn ausbeutete, und hatte mit ihr gebrochen. Die Maid ließ ihn aber nicht in Ruhe und „stellte ihm nach“, so oft er die Kaserne verließ. Da entfiel ihm schließlich der Mut — den er ja nur in „allen Dienstobliegenheiten“ zu zeigen verpflichtet war —, er nahm Urlaub und kehrte nicht wieder zur Truppe zurück. Das Gericht brachte das nötige Verständnis für die Zwangslage der verfolgten Inskuld nicht auf und verurteilte den bald wieder eingebrachten Alpenjäger zu zwei Monaten Kerker. Diese zwei Monate hat er nun wenigstens Ruhe vor seiner verlassen „Braut“.

*

Die doppelte Grundbucheintragung.

Vor dem ersten schlesischen Krieg erwarb ein Böhme namens Placet ein Grundstück bei Mährisch-Ostau, das unmittelbar am rechten Oberufer lag. Kurz danach veränderte der Fluß seinen Lauf, überflutete eine Teilung den Besitz des Placet und grub sich dann östlich davon ein neues Bett. So geriet das Grundstück nun auf das linke Ufer und kam nach dem Frieden von Breslau an Preußen. Der Besitzer kümmerte sich nicht mehr um das Land, obwohl es im Grundbuch von Mährisch-Ostau auf seinen Namen eingetragen blieb und er sowie seine Nachkommen dafür Steuern bezahlen mußten. Vor etwa fünfundsiebzig Jahren beantragte ein Bürger aus Hultschin, dessen Besitz das ehemalige Grundstück des Placet umschloß, die Eintragung des herrenlosen Landes auf seinen Namen. Das preussische Amt gab, nachdem niemand Einwendungen erhoben hatte, dem Gesuch statt. So war das Grundstück sowohl in Mährisch-Ostau als auch in Hultschin im Grundbuch eingetragen. Nach dem Kriege fiel der Besitz mit dem Hultschiner Ländchen an Böhmen, doch das tschechische Finanzamt entdeckte nicht, daß für denselben Besitz doppelte Steuern bezahlt wurden. Kürzlich erst fand ein staatlicher Landmesser, daß der Grundbesitz der Erben Placet kleiner war als im Grundbuch angegeben. Weitere Nachprüfungen ergaben die doppelte Eintragung des fraglichen Grundstücks. Daraufhin klagten die Erben Placet auf Herausgabe des vorväterlichen Besitzes. Das Gericht sprach ihnen das Land zu, weil seit der Eintragung des Grundstücks im preussischen Grundbuch noch keine dreißig Jahre — die zur rechtmäßigen Erstigung vorgeschriebene Frist — verstrichen waren.

Die tägliche Frage

Frage: Alle aus Ostindien, Siam, den Sundainseln usw. zurückkehrenden Reisenden bezeichnen die Dschungeln als das gefährlichste Gebiet für Europäer. Was versteht man unter Dschungel?

Antwort: Das aus der persischen Sprache stammende Wort Dschungel (Dschangal) bedeutet eigentlich bloß Wald. Die Europäer verstehen aber unter diesem Worte ein auf sumpfigem Boden wachsendes Buschwerk oder Schilddickicht. Solche Dschungeln finden sich besonders häufig am Fuße des Himalajagebirges. Diese mit Säugling- und Kletterpflanzen fast undurchdringlich erfüllten Dickichte sind nicht nur Schlupfwinkel für das große Hautwild (Tiger, Leoparden usw.), sondern auch für Schlangen und viele giftige Insektenarten. Die feuchtwarmluft und die den Sumpfen entströmenden Miasmen machen die Dschungeln außerdem zu den gefährlichsten Fiebergegenden.

Das neue Buch

Lebenserscheinungen der Käfer. Von Professor Dr. G. v. Lengerken. In Sammlung Wissenschaft und Bildung. Gebunden M. 1.80. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

„Sammelt biologische Tatsachen! Dem aus unzähligen Steinchen setzt sich das große Mosaikbild vom Leben der Organismen zusammen.“ In diesem beherzigenswerten Aufruf faßt der Berliner Zoologe die wichtigste Aufgabe der Naturfreunde und Käferfalterer zusammen und schenkt ihnen mit seinem Bändchen zugleich ein sichtbares Zeichen für den Lohn eifriger Sammeltätigkeit, das das Herz jedes Naturfreundes höher schlagen lassen muß. Eine Fülle hochinteressanter biologischer Erscheinungen aus der Welt der Käfer ist hier von einem Meister der Naturbeobachtung und Naturbeschreibung zusammengetragen. Man ist erstaunt über die mannigfaltigen Lebenserscheinungen des riesigen Käferheeres, das in schätzungsweise 25 Millionen Arten über die ganze Erde verbreitet und erst zu einem Schätzel auch nur annähernd ausführlich beschrieben worden sind. Schon aus diesen Ziffern ergibt sich, wie viel auf dem Gebiet der Käferbeobachtung noch zu tun übrig bleibt, so daß jeder Naturfreund in der Lage ist, zu seinem Teil an der Vervollständigung der Fortschritte beizutragen. Indem er zeigt, wie interessant und oft überraschend die Ergebnisse eingehender Beobachtung sind, reizt Verfasser seine Leser, sich dem Studium dieser „Lebenserscheinungen“ zu widmen. Bei diesem wird Professor Lengerkens Bändchen die besten Dienste leisten, da es in knapper, klarer Uebersicht über alles das unterrichtet, was die Beobachtung bisher an Erfahrungen und Kenntnissen beigetragen hat. Als eine sehr eingehende Monographie über die Lebenserscheinungen der Käfer wird das Bändchen auch allen denen, die sich einen raschen Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft von den Koleopteren verschaffen wollen, sehr viel Neues bieten.

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes. Von Prof. A. Bühler. In Sammlung Wissenschaft und Bildung. Geb. M. 1.80. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Mit sichtlich wachsendem Interesse werden die Ergebnisse der Jugendpsychologie auch von den weitesten Kreisen verfolgt, seit sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß unsere gesamte Jugendzuehrung ein Verständnis der seelischen Entwicklung und des seelischen Eigenlebens der heranwachsenden Menschen zur Voraussetzung hat. Das Bestreben, den Veräumte nachzuholen, prägt sich in der starken Nachfrage nach guten und zuverlässigen Anleitungen zum Verständnis der geistigen Entwicklung des Kindes am sichtbarsten aus. So kann von Büchlers trefflichen Bänden bereits das 11. bis 15. Tausend ausgegeben werden, das in allen Einzelheiten noch verbessert ist. Wir möchten das kleine Buch allen unseren Lesern empfehlen, die sich für die Psyche des Kindes interessieren. Denn der Verfasser hat es vorbildlich verstanden, auf knappem Raum in leichtverständlicher Art reiche Einblicke in das geistige und körperliche Werden des Kindes zu gewähren. Er verfolgt die ersten geistigen Regungen, die Entwicklung der Sprache und der Wahrnehmungen, des Zeichnens und Denkens und der Erinnerung und Phantasie des Kindes, scharf den Blick des Beobachtenden und lehrt ihn, vieles zu verstehen, was sonst als Einzelercheinung unerklärt bleiben würde.

Handbuch der Musikwissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Bücken. Mit etwa 1200 Abbildungen in Doppeltendruck, etwa 1300 Notenbeispielen und vielen zum Teil farbigen Tafeln. In Lieferungen zu je 2,30 M. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Boisdam. — Die Lieferungen 5 bis 8 des „Handbuchs der Musikwissenschaft“ sind erschienen. Sie halten ihrem äußeren und inneren Werte nach vollkommen, was die ersten Hefte versprochen hatten. Text, Illustrationen und Notenbeispiele ergänzen sich in vorbildlicher Weise und verschaffen dadurch ein übersichtliches Bild der musikalischen Kultur. Fast möchte man behaupten, daß die Fülle wertvollen Bildmaterials und der Schatz an Notenbeispielen noch vergrößert worden ist. Der Versuch, wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit lebendiger fesselnder Schreibweise zu verbinden, scheint glänzend gelungen. Verdienstlich ist, daß die Zusammenfassung aller Erscheinungen auf diesem Gebiete aus sachkundiger Feder bisher fehlte. Merxmann ist in seinen Ausführungen jetzt bis zu Strauss, Neger und Mahler gediehen. Auch die Schilderungen der Musik des Skotos und der Klassik sind bis zum Berliner und Wiener Lied vorgebracht. Der uns Hallenser besonders interessierende Johann Friedrich Reichardt findet hier seine Würdigung. Zahlreiche Literaturangaben schließen die 8. Lieferung ab. Ohne jeden Zweifel wird das ganze Werk sowohl für den Wissenschaftler wie für den Musikfreund ein unentbehrlicher Besitz werden.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Halle,